

JUDEN

IN X-DRUCK

ZENSIERT

Auf den Spuren
der Familie Fränkel



Die Synagoge am
Fraenkelufer



Etappen der jüdischen
Ausgrenzung



Inhalt

Vorwort

Spurensuche im Kiez 3

Besuch im jüdischen Museum - Der Nationalsozialismus aus jüdischer Sicht

Etappen der Ausgrenzung bis zur Vernichtung 4

Oranienstraße und Skalitzerstraße um 1933

Jüdisches Leben in Kreuzberg 6

Auf den Spuren der Familie Fränkel im Archiv des jüdischen Museums 7

Familie Fränkel: Eine Lebensgeschichte in Bildern 8

Itai: ein Mitglied der jüdischen Gemeinde in Kreuzberg erzählt

Die Kreuzberger Synagoge am Fraenkelufer 11

Interview mit Itai 12

„Don't call it Heimweh“

Nach der Geschichte von Margot Friedländer-Bendheim 14

Der Kreuzberger Kiez 15

IMPRESSUM

Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus
Oranienstraße 34
10999 Berlin

Tel./Fax: +49 30 695 65 865
e-mail: mail@kiga-berlin.org
Homepage: www.kiga-berlin.org

Bankverbindung:
Kontoinhaber: KlGA e.V.
Verwendungszweck: Zuwendung
Konto-Nr.: 3329300
Bank für Sozialwirtschaft AG
BLZ: 100 205 00

V.i.S.d.P: Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus
Redaktion: Christian Smorra, Jari Danker & KlGA-Team

Layout: Christian Smorra, Jari Danker & KlGA-Team
Druck: Trigger

Spurensuche im Kiez

Im Rahmen eines zweiwöchigen Schulpraktikums bei der *Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus (KIgA)* begaben wir uns auf eine abenteuerliche Spurensuche nach jüdischem Leben rund um die Oranienstraße in der Zeit vor und während des Nationalsozialismus und was jüdisches Leben hier und heute bedeutet. Wir recherchierten dazu im Archiv des jüdischen Museums, informierten uns im Kreuzberg-Museum, verfolgten die Spuren der Stolpersteine und machten ein Interview mit einem Mitglied der jüdischen Gemeinde in Kreuzberg. In dieser Broschüre präsentieren wir, was wir herausgefunden haben. Viel Spaß beim Lesen und Weiterforschen!

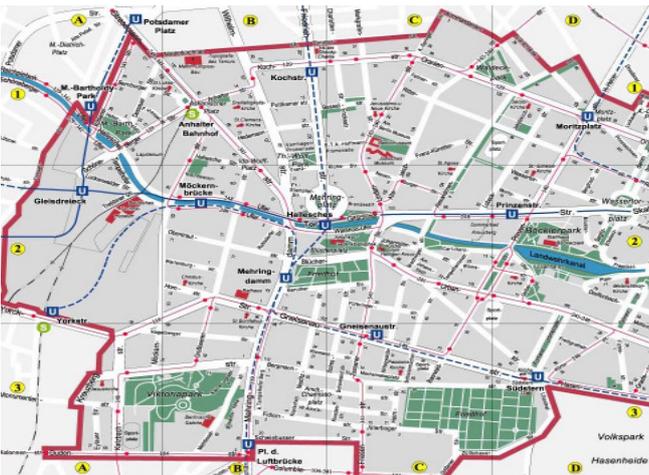
Jari Danker, Christian Smorra
(beides Schüler der 10. Klasse)
Natalie, Ralf
(pädagogische Praktikumsbegleitung)



Christain und Jari bei einer spannenden Aufgabe



Jari und Christian bei der Archivarbeit im jüdischen Museum



Unser Kiez in dem wir auf Spurensuche waren



Ralf, Christian und Jari beim Auswerten des Interviews mit Itai

Etappen der Ausgrenzung bis zur Vernichtung

Nach der Wahl Hitlers zum Reichskanzler im Januar 1933 und dem Reichstagsbrand im Februar fand am 1. April von staatlicher Seite eine breit angelegte antisemitische Aktion statt, welche die Kennzeichnung jüdischer Geschäfte und den Aufruf zu deren Boykott beinhaltete. Danach folgten stetig immer größer werdende antisemitische Taten. Die Nationalsozialisten unterteilten das deutsche Volk nun in „Arier“ und „Juden“ - wobei die Juden teilweise nicht religiös waren und sich deshalb auch nicht in erster Linie als Juden begriffen, sondern als Deutsche.

Einige jüdische Bürger ließen ihre Ausgrenzung jedoch nicht ohne weiteres auf sich sitzen, sondern ergriffen Gegenmaßnahmen: Es bildeten sich Untergrundgruppen, die Widerstand leisteten, indem sie z.B. Flugblätter publizierten. Andere ergriffen individuelle Gegenmaßnahmen, wie z. B. Richard Stern, ein jüdischer Kaufmann, der sich, während die Nazis zum Boykott seines Geschäfts aufriefen, mit einem Orden vor dessen Eingang zeigte. Der Orden war eine Auszeichnung für besondere Tapferkeit als Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg. Mit dieser Aktion wollte er seine Verbundenheit mit dem Deutschen Reich demonstrieren und gegen den Boykott seines Ladens protestieren.

Viele Menschen, die sich selbst schon ihr ganzes Leben dem deutschen Volk

zugehörig fühlten, wurden plötzlich von der antisemitisch geprägten Gesellschaft als „Untermenschen“ gedemütigt. Im September 1935 führten die Nationalsozialisten die sogenannten „Nürnberger Gesetze“ ein. Mit diesen Gesetzen wurde die antisemitische Ideologie auf eine juristische Grundlage gestellt. Sie enthielten vor allem genaue Regelungen dazu, wer als „Jude“ galt.

Durch den andauernd zunehmenden staatlichen Terror wurden jüdische Bürger und Bürgerinnen immer mehr eingekesselt und unter anderem dazu gezwungen, eigene jüdische Schulen zu gründen, da „Juden“ generell nicht mehr mit „Ariern“ verkehren durften. Diese Schulen legten besonderen Wert auf das Erlernen anderer Sprachen (Englisch, Französisch, Hebräisch), um die Schüler auf ein Leben im Exil vorzubereiten. Parallel dazu erlernten die jüdischen Jugendlichen handwerkliche Berufe, da ihnen das Studieren seit 1935 gesetzlich verboten war. Auch das Weiterführen des elterlichen Betriebs wurde aussichtslos, da jüdische Geschäfte von Deutschen boykottiert oder zum Teil zerstört wurden.

Nach dem Novemberpogrom 1938 hatten viele jüdische Bürger ihre Hoffnung vollständig verloren, weiterhin in Deutschland leben zu können, da nun klar war, dass ein weiteres Überleben in Deutschland schier unmöglich war. Spätestens jetzt reizten alle Verfolgten ihre finanziellen Ressourcen voll aus, da ihnen in Deutschland der



Jüdisches NACHRICHTENBLATT

Freitag, den 23. Januar 1942

Jah

den Gemeinden

letzte in den Gemeinde-Synagogen
Zeit vom 21. bis 23. Januar 1942
1. 21. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
2. 22. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
3. 23. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
4. 24. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
5. 25. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
6. 26. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
7. 27. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
8. 28. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
9. 29. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
10. 30. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.
11. 31. Januar, 10 Uhr: Alte Syn.

Polizeiverordnung zur Kennzeichnung der Juden

Die Reichsregierung der Juden in Deutschland wendet, ebenso wie anderwärts, die Beschlüsse, die aus der Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) resultieren, an. Die Kennzeichnung der Juden ist durch den Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) geregelt. Die Kennzeichnung der Juden ist durch den Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) geregelt.

Mitteilungen Reichsverein

Mitteilung über die St. Die Reichsregierung in Deutschland teilte mit. Sie machen darauf aufmerksam, dass die Kennzeichnung der Juden in Deutschland seit dem 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) geregelt ist. Die Kennzeichnung der Juden ist durch den Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) geregelt.

Verordnung über den Aktienbesitz

Der Minister für die Reichsverteidigung hat am 4. Dezember 1941 eine Verordnung über den Aktienbesitz erlassen (RGBl. 1941, 7. 2. 1942, Nr. 1). Diese Verordnung ist der Reichsminister für die Reichsverteidigung ersichtlich. Erhalten, ohne dass es sich um Aktien handelt. Die Verordnung ist durch den Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) und dem Reichsgesetz vom 1. September 1941 (RGBl. I S. 647) geregelt.

lichung der Verordnung die Juden, zum Tragen eines Kennzeichens zwang. Jüdisches Nachrichtenblatt vom 23. Jan

sichere Tod blühte. Sie bemühten sich schnellstmöglich um Visa für andere Länder, was jedoch nicht einfach war, da es für viele Länder Einreisebeschränkungen gab. Insgesamt flüchtete rund die Hälfte der 560.000 deutschen Juden ins Exil, darunter bekannte Persönlichkeiten wie z. B. Levi Strauß und Albert Einstein. Sie suchten unter anderem in den USA und Palästina Unterschlupf. Außerdem flohen viele Verfolgte nach Shanghai, da es dort keine Einreisebestimmungen gab. Später, nach dem Kriegseintritt der Japaner an deutscher Seite und der Besetzung Shanghais, wurden die jüdischen Flüchtlinge dort in Ghettos gepfercht, da sie als „staatenlos“ galten. Es drohte ihnen dort jedoch nicht die Vernichtung.

Deportiert und ermordet wurden allerdings die meisten in Deutschland verbliebenen jüdischen Bürger und Bürgerinnen. Das waren diejenigen, denen eine Flucht aufgrund des Fehlens finanzieller Mittel oder fehlender Einreisegenehmigungen nicht möglich war. Einige sahen Selbstmord als einzigen Ausweg, vor allem alte Leute. Andere konnten sich bei „arischen“ Menschen verstecken, ständig auf der Flucht vor der Gestapo. Allerdings überlebte nur eine von fünf Personen im Untergrund.



Die Judenverfolgung blieb allerdings nicht auf Deutschland beschränkt. Noch schlimmer erging es z.B. den jüdischen Menschen in Polen, von denen 95% ermordet wurden.

Insgesamt wurden sechs Millionen Menschen jüdischen Glaubens in den Konzentrations- und Vernichtungslagern umgebracht.



Jüdisches Leben in Kreuzberg

In Kreuzberg gab es um 1933 etwa 6.000-7.000 jüdische Einwohner und Einwohnerinnen, eine im Berliner Vergleich kleinere Gemeinschaft, als etwa in den jüdischen Wohngebieten, wie dem Bayrischen Viertel und dem Scheunenviertel.



Zwei sowohl von gläubigen als auch nichtgläubigen jüdischen Menschen bevorzugte Kreuzberger Straßen waren wichtig, und zwar die heute noch existierende Skalitzer und die Oranienstraße. Es gab einen großen Unterschied zwischen den beiden Straßen: Die Oranienstraße war sichtbarer Wohnort der reicheren jüdischen Geschäftsleute, während die Skalitzer Straße von vielen kleinen jüdischen vor allem Kleidergeschäften gesäumt wurde. Es war die Straße für ärmere Menschen. Die Oranienstraße mit ihren großen Geschäften - wie Leiser, Wertheim und Heiting - war bevorzugter Einkaufsort der wohlhabenderen Bevölkerung.



Die Skalitzer Straße wurde vorrangig von aschkenasischen Juden bewohnt. Dies waren arme jüdische Einwanderer aus Osteuropa, die sich erst seit kurzer Zeit in Deutschland befanden. Im Gegensatz dazu war die Oranienstraße von den alteingesessenen deutschen Juden geprägt. Diese waren größtenteils gutbetuchte und traditionsreiche Familien, welche sich im Laufe der Jahre eine Existenz aufgebaut hatten.

Dieser Gegensatz spielte während des Nationalsozialismus eine große Rolle, denn während die Bewohner der Oranienstraße größtenteils ausgewandert sind, hatten die jüdischen Bewohner und Bewohnerinnen in der Skalitzer Straße aufgrund des Geldmangels kaum eine Chance, das Land zu verlassen und mussten sich entweder verstecken oder wurden deportiert.



Ein weiterer wichtiger Punkt jüdischen Lebens in Berlin war der regelmäßige Gang in die Synagoge. Zur Auswahl standen dafür in Kreuzberg vor allem die orthodoxe Synagoge am Fraenkelufer und die liberale Synagoge an der Lindenstraße Ecke Kommandantenstraße, sowie kleinere privaten Synagogen.

Auf den Spuren der Familie Fränkel

Morgens, 10 Uhr, Berlin-Kreuzberg:

Wir befinden uns im jüdischen Museum und warten auf einen Sicherheitsangestellten, der uns ins Archiv führt. Dort hatten wir die Möglichkeit in 50.000 archivierten Originaldokumenten zu recherchieren, welche bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen.

Auf dem Weg ins Archiv passierten wir eine Sicherheitsschleuse, die noch zusätzlich zu den normalen Sicherheitsvorkehrungen existiert und viele verwinkelte Gänge führten uns schließlich zum Ziel.

Ab dort betreute uns eine Angestellte des Archivs, welche uns zahlreiche Originaldokumente der Familie Fränkel vorlegte, die von der jüngsten Tochter Hannelore gestiftet wurden. Anhand der teilweise schon stark mitgenommenen Dokumente sollten wir den Lebensweg der Kreuzberger Familie rekonstruieren. Aufgrund der Einzigartigkeit mussten wir sehr vorsichtig mit ihnen umgehen. Photos durften nur mit Handschuhen angefasst werden, weil sie besonders empfindlich auf Verunreinigungen sind.

Während der ganzen Archivarbeit herrschte eine Atmosphäre der Ehrfurcht vor den erlebten Schicksalen der Familie Fränkel. Ein Grund für das Überleben der Familie Fränkel war, dass sie eine „Mischehe“ eingegangen sind. Was das ist und wie sich ihr Leben zu Zeiten des Nazi-Regimes verändert hat, werdet ihr aus den Dokumenten entnehmen können, die wir euch im Folgenden vorstellen.



Hier waren wir gerade dabei Dokumente der Familie Fränkel zu untersuchen



Ehepaar Fränkel mit Tochter Anneliese um 1917

Eine Lebensgeschichte in Bildern

Heirat
1914



Approbation (Arbeitsgenehmigung) vom 02.07.1904 des Arztes Otto Fränkel. Er schloss die Abschlussprüfung mit „gut“ ab und durfte folglich als Zahnarzt arbeiten.



Otto Fränkel in seiner Praxis in der Urbanstraße 171b



Auf dem Deckblatt der Kennkarte eines „arischen“ Bürgers war das Parteelement der NSDAP abgebildet.



Martha Agnes Pauline Fränkel geb. Kipschke, geb. am 12. September 1884, Geburtsort: Berlin, Beruf: ohne. Da Martha nichtjüdischer Herkunft war besaß sie einen „arischen“ Ausweis. Ihr Ausweis wurde ihr am 12.03.1943 ausgestellt.



Seit dem 01.07.1938 wurden allen jüdischen Bürgern Kennkarten mit einem J auf dem Deckblatt ausgestellt. Dies kennzeichnete ihn als „Juden“ und war ein Zeichen der Ausgrenzung.



Otto „Israel“ Fränkel, geb.: 22.Dezember 1882, Geb.ort: Berlin, Beruf: ohne. Otto „Israel“ Fränkel musste den Zwangsnamen Israel in seinem Namen tragen damit man in seinen Dokumenten sofort erkennen konnte dass er „Jude“ ist und weil dies von den Nürnbergergesetzen vorgeschrieben wurde.

Familie Fränkel

Otto Fränkel, der jüdischen Glaubens war, und Martha Fränkel heirateten im Jahr 1914 und bekamen zwei Kinder, Anneliese und Hannelore. Der Vater war Zahnarzt und ging dieser Tätigkeit ganz normal nach bis 1933 die NSDAP an die Macht kam. Dies brachte für Familie Fränkel eine drastische Verschlimmerung mit sich, denn der Vater durfte nur noch jüdische Mitbürger behandeln. Allerdings waren sie anfangs vor Deportationen geschützt, da sie in einer sog. „Mischehe“ lebten (Otto Fränkel galt als Jude, Martha als „Arierin“). Später wurden sie allerdings dazu aufgefordert, sich in einem Sammellager einzufinden und sollten aus diesem deportiert werden. Aufgrund von nicht ganz klaren Ursachen wurden sie freigelassen und entgingen somit dem sicheren Tod.

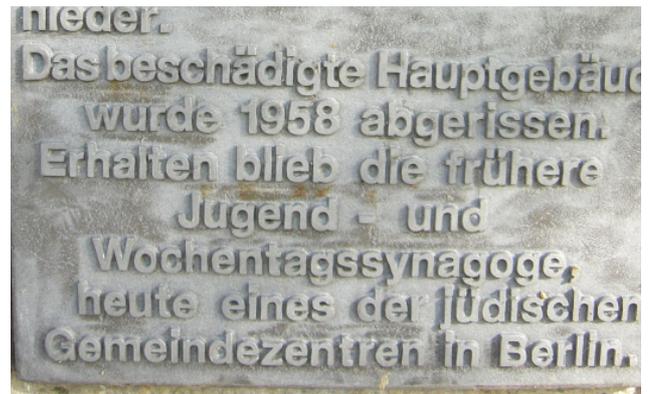
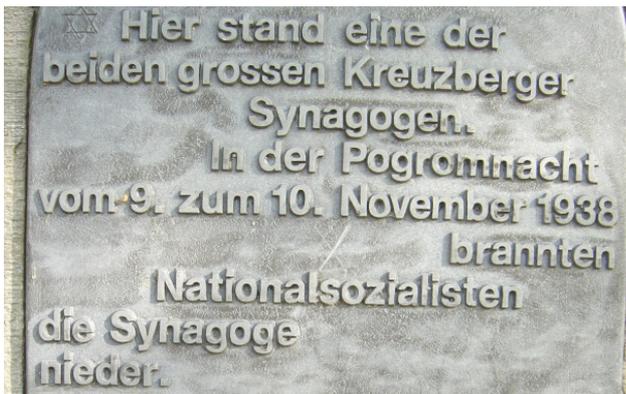
Kurz danach, Ende 1943 ließen sich die beiden Töchter taufen und traten zum christlichen Glauben über.

Außerdem wurden die beiden Schwestern ab 1943 zur Zwangsarbeit eingesetzt, wobei die kleinere Schwester Hannelore 40-50 Stunden pro Woche arbeiten musste.

Nach Kriegsende nahm Otto Fränkel die Arbeit in seiner Arztpraxis wieder auf.



Die Kreuzberger Synagoge am Fraenkelufer



Itai ist ein Mitglied der jüdischen Gemeinde in Kreuzberg und betet regelmäßig in der Synagoge. Vor dem stark gesicherten Gebäude trafen wir uns mit ihm. Er erzählte uns etwas über die Synagoge und deren Geschichte.

Die Synagoge wurde 1913-1916 erbaut und bot 2000 Menschen Platz. Da es in Kreuzberg eine relativ große jüdische Gemeinde gab, lag sie in guter Lage für streng gläubige Menschen, welche sich am Sabbat aufgrund religiöser Vorschriften, nur zu Fuß zur Synagoge begeben dürfen.

Die jüdische Gemeinde in Kreuzberg wuchs bis 1933 beständig an, allerdings auch der Antisemitismus der Kreuzberger Bevölkerung. So wurde die Synagoge bereits im Februar

1930 geschändet und mit Hakenkreuzen und antisemitischen Parolen beschmiert. Während der Novemberpogrome im Jahr 1938 wurde die Synagoge Ziel eines Brandanschlages und die Inneneinrichtung vollständig demoliert.

1942 wurde der noch intakte Teil der Synagoge von der Gestapo entweihet und als Garage für Militärfahrzeuge missbraucht. Diesem Missbrauch setzten die Alliierten 1944 durch eine Sprengbombe ein Ende. Das Hauptgebäude der Synagoge wurde dadurch endgültig zerstört. Da die kleine - nach dem Genozid verbliebene - jüdische Gemeinde nicht an ein Weiterleben in Deutschland dachte, wurde auch das Hauptbetshaus der Kreuzberger Synagoge nicht wieder aufgebaut.

Heutzutage hat die Synagoge eine kleine aktive Gemeinde, die regelmäßig Freitagabend und am Sabbat zum Gottesdienst geht. Der einzige noch existierende Hinweis, der auf die einstige Größe des jüdischen Gotteshauses verweist, ist ein Stein, der unmittelbar in der Nähe der Synagoge steht. Er markiert einen früheren Eckpfeiler des Gebäudes.

Im folgenden Interview erzählt uns Itai etwas über seine Begegnungen mit Antisemitismus und warum er sich in Berlin sicher fühlt.

Interview mit Itai

(Mitglied der jüdischen Gemeinde in Kreuzberg)

KIgA: Wieso gibt es so viele Sicherheitsmaßnahmen?

Itai: Als ich angefangen hatte, in der Synagoge in Kreuzberg zu beten - das war 1997, also vor zehn Jahren -, da konnte man einfach rein- und rausgehen und kommen wie man wollte.

Eine entscheidende Veränderung der Situation hat sich ergeben mit dem Beginn der zweiten Intifada, im Herbst 2000. In der nachfolgenden Zeit gab es zwei Anschläge auf die Synagoge.

Der eine geschah so, dass man von außerhalb des Zaunes, der damals noch ein ganz gewöhnlicher Maschendrahtzaun war, Steine in das Fenster geworfen hat. Der zweite war kurze Zeit darauf, als ein Brandsatz auf das Grundstück geworfen wurde, der aber vom Hausmeister, der dort wohnt, schnell gelöscht werden konnte.

Sehr bewegend für uns war, dass nach diesem Steinwurf auf das Fenster eine Solidaritätsaktivität von Seiten der Nachbarn entstanden ist, so eine Art von Mahnwache. Eine Woche lang haben sich dort ein, zwei Menschen ständig abgelöst und standen mit Flugblättern auf dem Bürgersteig, um über das Gebäude und was dort geschehen ist zu informieren und die Synagoge zu schützen. Dann hat der Senat von Berlin beschlossen, dass jüdische Einrichtungen in der Weise gesichert werden müssen, wie ihr sie hier seht.

KIgA: Gibt es heute von jüdischer Seite Probleme mit dem Leben in Deutschland? Vielleicht sogar Rachegefühle?

Itai: Du hast das Wort Rache benutzt. Wenn man in der Holocaust-Gedenkstätte in Jerusalem ein Seminar besucht und informiert wird über die Geschichte und die Nachgeschichte des Holocaust, dann wird dieses Wort auch benutzt: Was war die Rache derjenigen, die überlebt haben?

In der Regel werden dann Bilder gezeigt von großen Familien. Die Rache der Überlebenden war, Familien zu gründen, Kinder zu bekommen und Enkelkinder zu haben, also Leben gegen den Tod zu setzen, sich nicht an den Deutschen zu rächen, sondern dem Leben zugewandt zu sein.

[Was mein Leben in Deutschland angeht] würde ich sagen, dass ich mich relativ sicher fühle hier in Deutschland. Ich denke, dass Berlin eine liberale Stadt ist, wo man nicht nur als Jude, sondern auch als Angehöriger anderer Nationalitäten gut leben kann. Schwierig wird es, wenn man aus der Stadt rausfährt. Ich denke, da hat man Probleme, wenn man sich in Brandenburg, Mecklenburg, Thüringen oder so bewegt und deutlich macht, wer man ist.

Auch hier in Berlin würde ich mich jetzt nicht mehr öffentlich mit einer Kippa zeigen, was ich noch bis zum Beginn der zweiten Intifada getan habe. Aber das hat jetzt weniger mit Deutschen zu tun, obwohl ihr wahrscheinlich auch von diesen Vorfällen in Alt-Glienicke (*A. d. R.: Bei einem Fußballspiel zwischen dem jüdischen Fußballclub TuS Makkabi II und VSG Altglienicke II am 26.09.2006 fielen von Seiten der Zuschauer stark antisemitische Äußerungen*) und Sachsen-Anhalt (*A. d. R.: Ein Schüler wurde von seinen Mitschülern*

gezwungen, ein Schild mit der Aufschrift „Ich bin am Ort das größte Schwein, ich lass mich nur mit Juden ein“ zu tragen) wisst, aber trotzdem, die größere Angst habe ich im Moment vor arabischem Antisemitismus, weniger vor deutschem.



KIgA: Wie äußert sich für Sie der Antisemitismus wenn Sie ins Berliner Umland fahren?

Itai: Ich hab mich da noch nie als Jude gezeigt und verfüge deshalb über keine Erfahrungen.

Aber ich verfüge über Erfahrungen hier in Berlin. Ich habe an einer Schule in Moabit unterrichtet, wo mehrheitlich muslimische Schüler lernen, und bekam vor allem von arabischen Schülern oft Unfreundlichkeiten zu hören, solange sie nur wussten, dass ich Jude bin.

Erst als wir zum Beispiel eine gemeinsame Vertretungsstunde hatten und wir dann über den Nahost-Konflikt diskutiert haben, was meistens der Wunsch der Schüler und Schülerinnen war, und obwohl ich nicht immer der gleichen Meinung war wie die arabischen Schüler, war dann ein total verändertes Verhalten mir gegenüber festzustellen, wenn wir uns auf dem Schulgelände wieder sahen. Sie waren freundlich und respektvoll, wie es eben ein normaler Umgang ist.

Meine Erklärung dafür ist: Weil diese Schüler zu einem großem Teil in Berlin geboren sind oder zumindest nicht von Vertreibung oder Flucht selbst betroffen waren, werden sie vor allem durch Fernsehsendungen, die sie von arabischen Stationen sehen, in antisemitischer Weise beeinflusst und verhalten sich dann dementsprechend mir gegenüber.

Die Beeinflussung der Schüler geschieht weniger durch ihre Eltern, mit denen ich meistens sehr ausgeglichen sprechen konnte.

KIgA: Wie sehen Sie das Problem des Antisemitismus in der Zukunft?

Itai: Ich würde sagen, dass man nicht sagen kann, dass es eine Steigerung oder ein Abnehmen von rechtsradikalen Aktivitäten gibt, sondern dass diese in Wellen steigen und wieder abnehmen.

Ich bin ganz guter Hoffnung oder optimistisch. Es ist eine Frage des Lernens und ob man sich kennen lernt, oder man mal miteinander geredet hat. So wie die Schüler in der Schule mich mal als Mensch kennen gelernt haben und nicht mehr in mir die Rolle desjenigen sahen den sie angreifen müssen.

Wenn ich diesen Optimismus nicht hätte, dann würde ich wahrscheinlich auch nicht mit euch hier sitzen.

Don't call it Heimweh

Nach der Geschichte von Margot Friedländer-Bendheim

Margot Bendheim wohnte in der Skaltitzerstraße 32 mit ihrer Familie. In dem Film erzählt sie ihre spannende Lebensgeschichte unter dem Naziregime. Der Film beginnt damit das sie davon erzählt wie ihr Bruder von der Gestapo abgeholt als sie von der Zwangsarbeit nach hause kam. Ihre Mutter ging daraufhin mit ihrem Sohn freiwillig nach Auschwitz um ihn nicht alleinlassen zu müssen.

Nun war sie ganz ohne Familie in Deutschland, da ihr Vater schon zuvor nach Belgien ausgewandert ist, jedoch später doch deportiert wurde. Daraufhin blieb ihr nichts anderes übrig als in den Untergrund zu gehen und sich zu verstecken. Auf ihrer ständigen Flucht vor der Gestapo hatte sie oft Glück im Unglück. Eine ihrer Helferinnen, die Margot versteckte, lud regelmäßig am Abend zum Kartenspielen. Oft war auch ein jüdischer Mitspieler unter der Kartenspieler-Gesellschaft. Eines abends stand plötzlich die Gestapo vor der Tür. Während der jüdische Mitbürger geschnappt wurde, rettete sie sich mit einem Sprung von dem Balkon das Leben.

Später traf sie ein jüdisches Mädchen das ebenfalls auf der Flucht war: Gretchen.

Margot freundete sich mit ihr an und sie bestritten von nun an zusammen ihr unglückliches Schicksal. Während der Flucht erschallen plötzlich die Sirenen : Fliegeralarm !

Da es Juden untersagt war sich in Luftschutzbunkern aufzuhalten flüchteten sie sich in einen Hausflur. Nachdem die

Bomben fielen traten Margot und Gretchen wieder hinaus ins Freie und ihnen bot sich ein schrecklicher Anblick. Sämtliche Häuser außer dem, in dem sie sich versteckt hatten, waren bis auf das Fundament zerstört.

Später trennte sie sich wieder von Gretchen und ging ihren eigenen Weg. Da sie fand das sie zu jüdisch aussah, hang sie sich ein Christliches Kreuz um und schminkte sich.

Außerdem wurde sie von einem jüdischen Arzt unentgeltlich an der Nase operiert.

Nach rund einem Jahr und drei Monaten wurde sie trotz aller Bemühungen sich zu Verstecken von der Gestapo geschnappt und nach Theresienstadt. Hier zeigt sich auch das Glück das sie stets hatte, denn der letzte Zug nach Auschwitz war schon abgefahren.

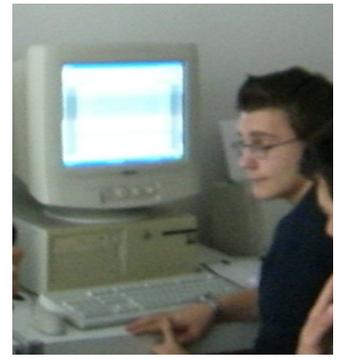
In Theresienstadt verbrachte sie nur eine recht kurze Zeit, da die Nazis dort von der roten Armee vernichtet wurden.

Heute lebt sie in New York, fühlt sich zwar heimisch dort, aber bezeichnet sich selbst als Staatenlos.



Der Kreuzberger Kiez





Dieses Projekt wurde unterstützt von:



Delbrück'sche
Familienstiftung